

Das Einzige, wozu sie keine Brille brauchte, war Spazierengehen und Ausreiten, doch das konnte sie schließlich nicht den ganzen Tag tun. Also verkroch sie sich so oft wie möglich in eine ruhige Ecke, wo sie keiner bemerkte, um sich in ihre Bücher zu versenken. Nach dem Gespräch mit ihrer Mutter konnte sie sich allerdings nicht ohne Weiteres wieder in ihren Roman vertiefen, weil ihr die entscheidende Neuigkeit viel zu sehr im Kopf herumging: Heinrich war zurück.

Nini war ein wenig überrascht darüber, denn soweit sie wusste, hätte er noch bis Ende des Jahres in Oxford bleiben sollen – so hatte es jedenfalls in seinem letzten Brief geheißen. Aber das war schon Wochen her, Heinrich schrieb nicht so oft, weil er immer sehr beschäftigt war. Oder hatte er sie mit Absicht an der Nase herumgeführt, weil er sie überraschen wollte?

Als Kinder waren Nini und der nur wenig ältere Heinrich Spielkameraden gewesen, das

Gut der Familie Rechberg grenzte direkt an Velendorff, und die Mütter der beiden hatten ihre Begegnungen so gut es ging gefördert. Mit sechzehn war er der Einladung eines Verwandten gefolgt und nach England gegangen, aber bei seinen Heimatbesuchen hatten sie sich regelmäßig gesehen und immer wieder auf Anhieb gut verstanden. Es war Heinrich gewesen, der ihren Aufenthalt in einem englischen Mädchenpensionat vermittelt hatte, wo sie mit siebzehn ein Dreivierteljahr verbrachte und – nachdem sie die ersten von starkem Heimweh geprägten Wochen überstanden hatte – mit großem Eifer ihre Englischkenntnisse erweiterte.

Und es war immer Heinrich gewesen, der vor ihrem geistigen Auge erschienen war, wann immer ihre Mutter auf das Thema Eheschließung zu sprechen gekommen war. Er war es weiterhin, stellte sie fest, als sie sich bewusst machte, dass sie ihn in weniger als zwei Stunden wiedersehen würde, das blonde

Haar vermutlich immer noch so korrekt gescheitelt wie früher, das Grübchen in seinem Kinn, die schmalen Hände, mit denen er beim Sprechen gern gestikulierte.

Er hatte ihr nie einen offiziellen Antrag gemacht, sie waren schließlich auch noch sehr jung gewesen, als sie Gelegenheit hatten, sich regelmäßig zu begegnen. Aber da war so eine Art stillschweigender Vereinbarung zwischen ihnen, die einer Verlobung nicht unähnlich war. Schon als sie Kinder waren, hatten ihre Mütter mit der Verbindung geliebäugelt und – mal mehr, mal weniger scherzhaft – darüber gesprochen, wie passend es doch wäre, wenn die beiden aneinandergrenzenden Güter auf diese Weise noch enger zusammenwachsen würden.

Das waren Dinge, die Nini jetzt durch den Kopf jagten. Tatsächlich wäre es wohl an der Zeit für sie beide, diese etwas unklare Beziehung zu konkretisieren. Sie hatte ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht, ein Alter, in

dem einige ihrer Freundinnen aus dem Pensionat bereits Ehefrauen und Mütter waren. Ihre beste Freundin Ada stand kurz davor zu heiraten. Heinrich hatte vermutlich sein Studium abgeschlossen – kam er jetzt zurück, um das elterliche Gut zu übernehmen? Dann brauchte er eine Frau an seiner Seite.

Dass er seinen Besuch so rasch nach seiner Rückkehr ankündigte, sprach dafür, oder etwa nicht? Würde er ihr heute schon einen Antrag machen oder es zumindest andeuten?

Sie spürte, dass sie immer aufgeregter wurde. Fahrig legte sie ihr Buch beiseite und bestellte eins der Mädchen in ihr Zimmer, um ihr beim Ankleiden zu helfen; es konnte nicht schaden, wenn sie sich dafür etwas mehr Zeit nahm als sonst.

Ihre Mutter hatte recht, das Geblüme war genau das richtige Kleid für den heutigen Abend. Das sanft geschwungene Muster und das weiche Material überspielten freundlich ihre mangelnden Rundungen, die pastelligen

Farben setzten ihre blasse Haut ins rechte Licht, und die Frisur, die das Mädchen ihr kunstvoll zusammensteckte, ergänzte ihre Erscheinung aufs Beste.

»Hilf mir noch rasch, die Granatkette anzulegen«, befahl Nini, »der Verschluss ist so winzig.«

Dann begutachtete sie sich im Spiegel. In der Tat, es war schon bedauerlich, dass sie sich so häufig die schwarze Brille auf die Nase setzen musste, die ihr Gesicht wie ein Fremdkörper beherrschte. Aber ihr war klar, dass sie bei allem, was klein und zierlich anzuschauen war, ohne ihre Sehhilfe ziemlich hilflos war, und deshalb musste sie sein. Zum Glück hatte das Kleid eine kleine Tasche, und in die würde sie ihr Gestell rasch wieder verbannen, sobald sie ihren Fisch verspeist hatte.

Um Heinrich anzuhören (und natürlich auch zu erhören), brauchte sie sie auf jeden Fall nicht.